

Gefüllte Schaufenster, elegante Frauen, auch in . . .

BUDAPEST

Schon die ersten Schritte aus dem Ostbahnhof heraus, die geschäftige Rakoczy utca hinunter, zeigen statt des erwarteten toten Budapest eine vibrierende, von Lebenswillen und Energie geladene Stadt, deren Schwung und Tempo den Besucher elektrisierend mitreißt. Er bestaunt das beinahe schon wieder friedensmäßige Aussehen Pests, wo nur noch in ein paar obskuren Seitenstraßen Spuren des Krieges zu finden sind. Es geht wie einst über die historische Margarethenbrücke, die von den deutschen Truppen wie alle anderen sieben Donaubrücken Budapests beim Rückzug in die Luft gejagt worden war. Fünf davon stehen bereits wieder, an den beiden anderen wird gearbeitet. Drüben, jenseits der Donau, sieht es allerdings noch nicht wieder so glänzend und friedensmäßig aus. Gespenstisch ragen die Trümmer der zerstörten Burg, dem letzten Asyl der deutschen Budapest-Verteidiger, über die Donau, und in vielen Straßen versperren noch ausgedehnte Schutthaufen den Weg. Aber auch hier, wo noch vor einem Jahr kaum ein heiles Haus stand und keine Fensterscheiben mehr intakt waren, wird eifrig am Wiederaufbau gearbeitet. Viele Häuser sind bereits wieder instandgesetzt.

Über die eleganten Boulevards brandet der Verkehr wie in den schönsten Vorkriegszeiten. Die Schaufenster auf der Vaci utca oder der Andrássy utca bersten von unrationierten Schinken, Salami, Gänseleber, Wildenten und Hühnern, von englischen Stoffen, Schweizer Schokolade oder amerikanischen Nylons. Tabakwaren jeder beliebigen Provenienz kann man in beliebiger Menge kaufen. In den Konditoreien quellen die Torten von Schlagsahne und Buttercreme über. Zucker wird im freien Handel sogar unter dem Preis von rationiertem Zucker gehandelt. Budapests Frauen, schön und elegant wie immer, lassen sich beim nachmittäglichen Korso auf der Vaci utca in den letzten Modellen des „New Look“ bewundern.

Bei näherem Zuschauen stellt sich allerdings schon bald heraus, daß vieles von der Herrlichkeit nur Fassade, die Fülle oft nur Illusion ist. Glanz und Elend wohnen in Budapest dicht beieinander wie schon immer in Ungarn, das auf Grund seiner feudalen Struktur schon lange vor dem Krieg ein Land der Gegensätze war.

Natürlich kann man alles kaufen, was in den Schaufenstern so überreich angeboten wird. Aber es gibt nicht allzu viele Ungarn, deren Einkommen ihnen solche Extravaganzen gestattet. Auf Marken erhältliche Lebensmittel sind verhältnismäßig billig, die Zuteilung allerdings sehr gering. Die Preise am freien Markt sind für den Durchschnittsbürger unerschwinglich, ein normales Mittagessen in einer Gaststätte nahezu unbezahlbar. So kostet beispielsweise eine Portion Spargel mit Butter 35 Forint — und das in einem ausgeprochenen Agrarland (11.45 Forint = 1 Dollar, auf dem Schwarzen Markt 40 Forint = 1 Dollar). Zehn Portionen Spargel kommen aber bereits dem Monatsverdienst eines Kreisarztes gleich. Der Vergleich mit einem Einheitshemd, das 97.39 Forint kostet, könnte noch interessanter ausgesprochen werden. Arbeiter, Angestellte und Beamte können mit ihrem Einkommen gerade eben Miete und Ernährung decken.

So gehören neben den eleganten, supermodernen Frauen auch die zerlumpten Bettler, die fast an jeder Straßenecke stehen, zum Stadtbild

von Budapest. Auf der Straße werden gut situiert aussehende Passanten oft angehalten, um ihnen die unmöglichsten, meist kaum noch brauchbaren Sachen anzubieten. In den Budapest-Pfandleihanstalten waren im April dieses Jahres 334 938 Gegenstände im Wert von 23 787 000 Forint versetzt.

In dem alten und vornehmsten Blumenladen der ungarischen Hauptstadt sieht man keine einzige Blume. „Wir wollen mit den schönsten Blumenarrangements kein Aufsehen machen“, erklärt die Verkäuferin. „Unsere Zierblumen gelten heute als kapitalistischer Luxus. Es ist besser, sie bescheiden im Hintergrund zu halten, als die Schaufenster mit ihnen zu schmücken. Und übrigens sind unsere alten, reichen Kunden längst verschwunden, das können Sie mir glauben.“ Eine Blumenverkäuferin, die Abend für Abend die Vergnügungsgaststätten der Stadt durchstreift, plauderte ihre neuen Geschäftsgeheimnisse aus. „Glashausblumen kann ich heute nicht mehr führen, weil sie niemand kauft. Dem heutigen Publikum sind Feldblumen lieber. Sie sind als „Bauernblumen“ den Besuchern vom Lande willkommen, und die städtischen Genossen greifen zu, wenn ich sie ihnen als „Proletarblumen“ anbiete. So kann ich meine Ware bei den Betrunkenen gut anbringen. Denn wissen Sie, heutzutage trinken alle . . .“

Die Statistik verrät, daß nicht nur die Hauptstadt, sondern ganz Ungarn soviel trinkt wie nie zuvor in seiner tausendjährigen Geschichte. Früher exportierte Ungarn beträchtliche Mengen an Wein. Jetzt konsumiert es nahezu seine gesamte Weinernte selbst, nur ein wenig Tokaier findet noch den Weg über die Grenzen. 1947 gaben die Ungarn allein 500 Millionen Forint für Wein aus, bzw. wurde nach dieser Summe Weinsteuer gezahlt. Die sicher nicht geringen Mengen, die die Weinbauern selbst getrunken oder im Schleichhandel abgesetzt haben, ist dabei nicht inbegriffen. Die Zigeunermusik gilt, wie es das Hauptorgan der ungarischen Kommunisten einmal ausdrückte, als „feudales Vergnügen der entschwundenen, sporenklirrenden Herrenwelt“. Die wanderlustigen, freiheitsliebenden Zigeuner sind heute gewerkschaftlich organisiert. Sie heißen Volksmusikanten und sind einer entsprechenden „Umschulung“ unterzogen worden. So spielen die Zigeuner heute lieber Gassenhauer und russische Lieder. In den Budapest-Nachlokalen ist immer wieder das Wolgaschiff-Lied zu hören, nach dessen wehmütigen Melodien einst die russischen Sklaven die Schiffstau an den endlosen Wolga-Ufern entlang zogen.

Von den 80 000 Polizisten, die das kommunistische Regime für ganz Ungarn für nötig hält, sind 25 000 uniformierte oder zivile Polizeibeamte auf das Stadtgebiet von Budapest verteilt. W.K.

BUKAREST

Wer heute Bukarest besucht, findet bei oberflächlicher Betrachtung das alte Bild der rumänischen Metropole wieder: die Autos stauen sich in den Straßen, die Bukaresterinnen sind elegant wie je. Die Wunden, die der Luftkrieg geschlagen hat, wurden längst beseitigt.

Doch es ist nur scheinbar noch das Bukarest der Vorkriegs- und Kriegszeit. Vergebens sucht man die altbekannten Lokale und Geschäfte; es ist kaum eines da, das nicht den Besitzer gewechselt hat oder in ein staatliches „Volksrestaurant“ bzw. eine Verkaufsgenossenschaft umgewandelt ist. Die bekannten Vereine, viele kulturelle, caritative und kirchliche Institutionen sind aufgelöst, ihr Vermögen beschlagnahmt und ihre Gebäude neugeschaffenen Ämtern zur Verfügung gestellt.

Die rege Bautätigkeit ist geblieben, doch tritt heute fast ausschließlich der Staat als Bauherr auf. Für Private sind die Baukosten und die Steuern unerschwinglich, andererseits wurden die Mieten behördlich so niedrig angesetzt, daß eine Amortisation kaum noch möglich ist. Der Staat baut überall Versammlungslokale, Kinos, Syndikatsgebäude oder auch wie in Hermannstadt, das etwa 90 000 Einwohner hat, ein Heim mit drei Stockwerken für die 60 Straßenkehrer der Gemeinde.

Mehr als in Bukarest hat sich das Gesicht des flachen Landes und der Provinzstädte gewandelt. Durch die Agrarreform verloren die Großgrund-

besitzer nicht nur ihren gesamten Boden, sondern auch ihre Wohnhäuser. Die großen Güter wurden in kleine Bauernstellen aufgeteilt, die meist von einer für mitteleuropäische Begriffe unvorstellbaren Armseligkeit sind. In Siebenbürgen und im Banat, wo früher deutsche Bauern eine hochintensive Landwirtschaft mit viel Viehzucht und Hackfruchtbaubetrieben, sieht man heute Maisfeld an Maisfeld — kilometerweit.

Trotz der Agrarreform sind die Stadtmärkte noch, wie in alten Zeiten, überreich beschildet. Obst und Gemüse, Eier, Butter, Milch, Rahm und Käse werden in jeder Menge frei angeboten. Gleichwohl gibt es heute in Rumänien Hunderttausende von Hungernden. Und vielleicht ist der Unterschied zwischen Arm und Reich noch nie so kraß gewesen. Jedenfalls hat sich eine soziale Umschichtung vollzogen, wie sie einschneidender nicht gedacht werden kann. Wer früher wohlhabend und daher tonangebend war, ist jetzt arm und aus dem öffentlichen Leben verschwunden.

Nach der Agrarreform hat der Staat durch die Uebernahme der Industrie bis hinab zum Kleinbetrieb, durch die weitgehende Ausschaltung des privaten Einzelhandels, durch „Säuberungsaktionen“ in der Armee, im Beamtenkörper und in den freiberuflichen Organisationen ein Heer von Arbeitslosen geschaffen. Ueber die Einstellung jedes ungelerten Arbeiters entscheidet das Arbeitersyndikat und es verweigert seine Zustimmung, sobald dem Arbeitssuchenden das Odium der „politischen Unzuverlässigkeit“ anhaftet. Viele dieser Menschen stehen vor dem Nichts, denn sie erhalten keine Arbeitslosenunterstützung.

Die Preise auch der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sind heute so hoch, daß selbst die in Arbeit Stehenden sich nur das Notwendigste leisten können. Löhne und Gehälter sind nach feststehenden Sätzen abgestuft und bewegen sich zwischen 2400 und 14 000 Lei monatlich, das sind bei einem Kurs von 45 Lei = 1 DM 53—320 Deutsche Mark. 1 kg Schwarzbrot kostet 28 Lei (schwarz bisher 50 Lei), 1 Liter Milch 30 Lei, 1 kg Käse 160—200 Lei, 1 Ei 15 Lei, 1 kg Butter 420 Lei, Grieß 200 Lei, Kartoffeln 10 Lei, Mais 25 Lei usw. Zucker, der seit Abtrennung Bessarabiens an Rußland zu den knappsten Waren gehört, ist jetzt zum Preise von 200 Lei je kg frei erhältlich. In großen Abständen wird er auch auf Karten für 75 Lei zugeteilt. Die verteilte Menge richtet sich nach dem Beruf des Konsumenten, wie übrigens bei allen auf Karten oder Punkten abgegebenen Gütern. So erhielten Schwerarbeiter letzthin pro Kopf 5 kg Zucker, während die Angehörigen freier Berufe leer ausgingen.

Neben den hohen Aufwendungen für die Ernährung verschlingen die unvorstellbaren hohen Tarife für Gas und Strom, die städtischen Gebühren für Wasser, Müllabfuhr, Straßenreinigung und dgl. den Rest der Einkommen. Selbst die Bauern können der hohen Lebensmittelpreise nicht froh werden. Ihr Gewinn wird ihnen durch die Steuer fast restlos abgenommen und es fehlt ihnen daher die Möglichkeit sich aus eigener Kraft das fehlende Inventar anzuschaffen.

Die zahlenmäßig nicht bedeutende aber gut organisierte Industriearbeiterschaft wird in jeder Hinsicht bevorzugt. Eine kleine Zahl von Funktionären bildet heute die Spitzen der „Gesellschaft“. Sie bewohnen elegante Villen und fahren in amerikanischen Autos. Der Lebensstandard des einstigen Bürgertums allerdings ist auf ein bisher nie gekanntes Maß von Armut gesunken.